

EKD-Ratsvorsitzender Bischof Huber:

„Ärzte sind die Freunde der Kranken“

In seiner Amtszeit nahm Bischof Dr. Dr. h.c. Wolfgang Huber (67) oftmals kritisch zu Entwicklungen in der Gesellschaft Stellung – und sparte dabei auch das Gesundheitswesen und die Ärzteschaft nicht aus. Kurz vor seiner Verabschiedung aus dem Amt als Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bezog er nochmals gegenüber dem KASSENARZT Position – zur Rationierungsdebatte im Gesundheitswesen und zur gesellschaftlichen Verantwortung des Arztes.

[von Reinhold Schlitt]

DER KASSENARZT: Sie haben kürzlich über die Spannungen zwischen zwei in unserer Kultur sehr präsenten Menschenbildern gesprochen. Zum einen ging es um das griechische Bild des Menschen, das sich uns (verkürzt) in der gesunden, makellosen Person darstellt, zum anderen um das biblische Bild des Menschen, wonach dieser ein empfindsames, verletzliches und auf Hilfe angewiesenes Wesen ist. Sie forderten wörtlich, „Spannungen und Zusammengehörigkeit dieser Haltungen wieder zu entdecken und in unser Miteinander einzubringen – das Gesundheitswesen eingeschlossen“. Was meinen Sie konkret?

BISCHOF WOLFGANG HUBER: Wie in der Antike wird der Körper mehr und mehr zum Ausdrucksmittel eines gelingenden Lebens. Fit, gesund und schön zu sein ist ein Signal für Erfolg. Fitnessstudio und Spa werden zum Tempel der Schönheit. Wer dagegen chronisch krank oder gebrechlich ist, wer alt und dement ist, droht an den Rand zu geraten, weil er diesem Menschenbild nicht entspricht. Die Wahrheit ist aber, dass beides zum Menschsein gehört: Schönheit und Zerbrechlichkeit, Gesundheit und Vergäng-

lichkeit betreffen nicht verschiedene Personengruppen – sie sind vielmehr zwei Seiten unseres Lebens. Gott sei Dank gibt es Brückenschläge. Behinderte und ältere Models oder die junge krebserkrankte Frau, die ein Buch über ihre verschiedenen Perücken geschrieben hat, zeigen, dass Schönheit nicht perfekt sein muss. Und auch das Gesundheitswesen soll nicht den perfekten Menschen schaffen. Gesund ist vielmehr, wer auch mit Beeinträchtigungen leben und seiner Vergänglichkeit ins Auge sehen kann. Nur wer die eigene Sterblichkeit akzeptiert, kann liebevoll und offen mit Kranken und Sterbenden leben.

„Nur wer die eigene Sterblichkeit akzeptiert, kann liebevoll und offen mit Kranken und Sterbenden leben.“

Ihre Forderung, die gesetzlichen Solidarsysteme der Kranken- und Pflegeversicherung an dem biblischen Prinzip „Einer trage des anderen



Bischof Dr. Dr. h.c. Wolfgang Huber

Last“ zu orientieren, könnte angesichts der von ökonomischen Prämissen geprägten aktuellen Debatte über die Gesundheitsversorgung auch als Kritik gedeutet werden. Ist das der Fall?

Mir liegt daran, dass die gesetzlichen Solidarsysteme erhalten bleiben und dass weiterhin jeder die notwendige Hilfe nach den medizinischen Standards erhält. Angesichts des demografischen Wandels und der Veränderungen in der Arbeitswelt wird das nur gelingen, wenn über die Beiträge zum Gesundheitsfonds hinaus besondere Risiken durch Steuerbeiträge abgesichert werden.

Darüber hinaus muss in Erinnerung bleiben, dass die solidarischen Sicherungssysteme keine Vollkaskoversicherungen sind. Eigenverantwortung und wechselseitige Hilfe bleiben notwendig. Das alles schließt Wirtschaftlichkeit nicht aus – im Gegenteil. Auch der Wettbewerb zwischen verschiedenen Kassen ist sinnvoll.



„Der barmherzige Samariter“ nach Schnorr

Allerdings muss in Erinnerung bleiben: Gesundheit lässt sich nicht allein marktförmig organisieren.

Die Evangelische Kirche hat sich in den letzten Jahren verstärkt zu Fragen der „Rationierung im Gesundheitswesen“ geäußert. Die Diskussion darüber, was sich unsere Gesellschaft auf dem Gesundheitssektor künftig noch leisten kann und sollte, ist also auch bei Ihnen durchaus präsent.

Worin unterscheiden sich Ihre Debatteziele von der so heftig kriti-

„... Und auch das Gesundheitswesen soll nicht den perfekten Menschen schaffen. Gesund ist vielmehr, wer auch mit Beeinträchtigungen leben und seiner Vergänglichkeit ins Auge sehen kann“

„Uns liegt daran, dass eine offene gesellschaftliche Debatte über das Verhältnis von Eigenverantwortung und Solidarität geführt wird, damit nicht am Ende diejenigen die Folgen schwindender Ressourcen tragen, die ihre Stimme nicht erheben oder erheben können ...“

sierten Forderung nach einer „Rationierungsdebatte“ auf dem Deutschen Ärztetag in Mainz?

Die Evangelische Kirche und ihre Diakonie haben sich schon vor

einigen Jahren mit der impliziten Rationierung im Gesundheitssystem befasst und eine Fülle von Fallbeispielen gesammelt. Insbesondere behinderte und psychisch kranke, aber auch alte und pflegebedürftige Menschen waren davon betroffen.

Uns liegt daran, dass eine offene gesellschaftliche Debatte über das Verhältnis von Eigenverantwortung und Solidarität geführt wird, damit nicht am Ende diejenigen die Folgen schwindender Ressourcen tragen, die ihre Stimme nicht erheben oder erheben können.

Das Solidarprinzip verlangt, dass starke Schultern auch mehr tragen, damit an-

dere die notwendige Hilfe bekommen. Was allerdings als notwendig anerkannt werden kann, muss gemeinsam definiert werden.

Ihre jüngste Rede auf dem „Kassenärztetag“ der Kassenärztlichen Bundesvereinigung in Berlin enthält Mahnungen an Manager und Ärzte in Krankenhäusern und im ambulanten Versorgungsbereich, die auch in den Manuskripten von Gesundheitspolitikern stehen könnten. Von welchem Arztbild lassen sich Christen in Ihrer Kirche leiten?

Ärzte sind für uns zuerst an der Seite der Patienten, sie sind Freunde der Kranken. Mit ihrem Wissen über Krankheits- und Heilungsverläufe, aber auch über die Grenzen des menschlichen Lebens sollen sie helfen, Lebenskräfte zu mobilisieren, Krankheiten anzunehmen und am Ende auch dem Tod ins Auge zu sehen.

Dazu braucht es in erster Linie Vertrauen, Empathie und ein Bündnis für das Leben. Inzwischen sind Ärzte zu Managern der Gesundheit geworden und müssen in hohem Maße medizinisch-technisch definierte, ökonomisch beschriebene Prozesse im Blick behalten. Sie arbeiten dabei arbeitsteilig mit anderen Berufen. Diese Funktionalität ist notwendig und durch eine Fülle von Zahlen und Fakten gestützt.

Das alles darf aber nicht den Blick für die Hilfekette verstellen, die für Kranke lebensnotwendig und letztlich heilsam ist. Dazu gehören eben nicht nur medizinische Fachleute, sondern auch Seelsorger und Angehörige.



Das griechische Menschenbild des gesunden und schönen Körpers gilt als Zeichen eines gelingenden Lebens.